



18. August 2018

Propsteihof 10 · 44137 Dortmund · Tel. 02 31 / 18 48-110
Homepage: www.katholisches-forum.de

Unbegreiflich.

Wir lieben es nicht, das Unbegreifliche. Wir benutzen das Wort bei Katastrophen, wie in dieser Woche beim Brückeneinsturz in Genua. Oder beim Blick auf eine patriarchalische Kirche, die Kinder missbraucht. Etwas, das uns außer uns sein lässt, uns sprachlos zurück lässt. Unbegreifliches macht uns Angst, wir könnten die Kontrolle darüber, was geschieht, verlieren. Als ob wir sie nicht schon längst verloren hätten, wer kann schon über den nächsten Moment seines Lebens bestimmen? Wir denken das. Und unsere Gedanken gehen um mit dem, was wir begreifen können, greifen, handeln. Aber das entspricht nicht der Wirklichkeit – und ganz tief im Herzen wissen wir das auch.

Da unten sind Erlebnisse gespeichert aus Zeiten, in denen wir noch ein anderes, besseres Verhältnis zum Unbegreiflichen hatten. Als wir noch staunen konnten über das, was größer ist als wir selbst. Dem Leben noch mehr als Empfangende inne wohnten, denn als Machende, Zugreifende gegenüber standen. Manchmal blitzen sie noch durch in unser Erwachsenenleben. In ganz unterschiedlichen Situationen, nicht nur in von außen erklärbaren Glücksmomenten. Oft sogar im Gegenteil: Etwas durchkreuzt meine Pläne und anstatt mich dagegen aufzulehnen, sagt mir mein Inneres, dass es genauso stimmt wie es jetzt ist. Das ist dann die Offenheit dafür, dass Unbegreifliches, Unvorhersehbares durch mich hindurch geschehen kann. Und ich mich in diesem Geschehen total

aufgehoben spüre, über mich, über alles, was mir vertraut ist, dem ich einen Namen, einen Begriff gegeben habe, hinaus wachse.

Denn alle Worte sind ja lediglich Hinweis-Schilder, welche auf die Wirklichkeit hindeuten. Es sind Etiketten, (Bepperle sagt man im Schwäbischen). Einmal aufgeklebt, sind sie nur schwer wieder abzulösen. Und es ist so einfach, diese Etiketten mit dem Wirklichen zu verwechseln. Denn was auf den Namensschildern drauf steht, begreife ich. Was real ist, oft nicht. Das geht in fast allen existenziellen Fragen so, z.B. wenn ich mir selbst zum Rätsel werde. Bei einem guten Verhältnis zum Unbegreiflichen freue ich mich erst einmal darüber, wenn das Leben mir so oder so diese Frage stellt: Wer bin ich eigentlich? Und es stellt diese Frage – mit fortschreitenden Jahren immer deutlicher. Also – sehen wir es doch einmal mit einem Lächeln an: Wie sollte ich mich ganz kennen, wenn ich Gott, den Unendlichen niemals ganz kenne, dessen Abbild ich bin? Die Frage stammt so von niemand geringerem als Pallotti, formuliert ungefähr ein Jahr vor seinem Tod.

Jedes Mal, wenn wir das Wort Gott in den Mund nehmen, wissen wir nicht, was wir sagen. Wenn wir es wüssten, wäre es nicht Gott. Ein alter Grundsatz in der Theologie lautet, dass wir über Gott eigentlich nur sagen können, was er nicht ist. Nun können wir als Christen nicht von Gott sprechen, ohne zugleich den Menschen, uns selbst zu meinen; ist doch Gott ganz und gar Mensch geworden und dabei ganz und gar Gott geblieben. Das Wesen des Menschen ist also genauso unfassbar wie das Wesen Gottes.

Und in diesem Wesen liegt unsere Bestimmung, liegt die Dynamik unseres Lebens (leider oft) begraben. Denn wenn wir vom Menschen als Bild Gottes sprechen, ist dies ja nicht so gemeint, als ob wir fertig wären und an irgendeiner Wand hingen. Gott will an diesem Bild arbeiten. Pallotti – wiederum er – vergleicht das mit einer beständigen Ernährungsszene: Gott füttert uns mit nichts geringerem als er selbst. Noch einmal Zitat: In dir sollte ich leben wie im Speisesaal meiner Seele. Sie erinnern sich: Soulfood. Die Wirklichkeit ist nahrhaft, auch und gerade dann, wenn sie mir nicht in den Kopf will.

Im heutigen Evangelium spricht Jesus diese Nabelschnur an, die uns mit ihm verbinden soll und durch die er uns sich selbst so gibt, dass wir ihm immer ähnlicher werden. Und die Zuhörer reagierten damals nicht anders als wir es vielleicht heute täten: Wie kann das geschehen? Das ist doch unmöglich, unbegreiflich. Und am Ende gehen viele, heißt es, ziehen nicht mehr mit ihm; bis dahin, dass er seine engsten Jünger fragt: Wollt auch ihr gehen?

Lassen Sie uns bleiben. In den Abschiedsreden lädt er uns ja ein: Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Das ist eine ungeheure Lebenschance, dieses IN. Nur zwei Buchstaben, aber wir sollten sie in Goldlettern schreiben. Dann sind wir der Frau sehr nahe, die wir in dieser Woche feierten, als die Wegweiserin schlechthin. Sie zeigt's uns, wohin es geht. Mit Leib und Seele, aufgenommen ins Unbegreifliche, in die Wirklichkeit, wo Himmel und Erde sich so verbunden haben, dass uns Worte dafür fehlen. Sie hat durch ihre Zustimmung zum Unbegreiflichen den Himmel auf die Erde geholt; jetzt hat sie, uns gleich und uns voraus, die Erde zurück geführt dorthin, wo Gott alles und in allem ist.

Schauen Sie, ich möchte Worte nicht entwerten. Es gibt so schöne davon, die uns zu Herzen gehen, die nicht stecken bleiben im Verstand, die etwas bewegen. Aber sie sind nur ein Teil dessen, was unsere Wirklichkeit ausmacht. Wenn wir den übergroßen Rest ausblenden, dann sind wir für so vieles blind und taub. Worte haben ihre Grenzen, und das ist gut so. Denn nicht sie sind das erste, sondern das, was wir leibhaftig erfahren. Seit Jahren begleite ich im Programm der Zen-Kontemplation in Essen-Werden Menschen in die Stille, ins Schweigen. In der Konzentration auf den Lebensrhythmus des Atems tritt die Gedankenwelt zurück. Dafür wächst die Empfänglichkeit für das, was nicht mit Worten auszudrücken ist. Und was sich überträgt, was ansteckend wirkt, was zur rechten Zeit und am rechten Ort zum Handeln motiviert.

Worte haben ihre Grenzen und sie konstruieren Grenzen. Sie sind angewiesen auf Unterschiede, auf schwarz und weiß, auf ja und nein. Im Schweigen entdecken Menschen, dass es diese Grenzen gar nicht gibt. In Gott sind wir eins. Und das lassen Sie uns jetzt feiern, mit Maria und all den unzähligen vielen, welche diese Entdeckung gemacht haben.

Ich lade Sie jetzt ein – anstelle der Fürbitten – Ihre Hände in den Schoß zu legen. Mit nach oben offenen Handflächen. Und sich für eine kleine Zeit der Stille ganz in die Hände hinein zu legen, zu spüren, mit all dem, was an Not und Bitte in uns ist. Die offenen Hände als Ausdruck des Vertrauens, der eigenen Ohnmacht, der Bereitschaft zu empfangen, was mir als Gabe und Aufgabe zgedacht ist.

Paul Rheinbay SAC